

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Die Libelle und die Seerose
Naturmärchen von Carl Ewald

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

INHALT

Der andere Däne. Ein Vorwort zu Carl Ewald	7
Die Geschichte vom Märchen	13
Der gute Mann	15
Der Kuckuck	21
Der Wind	33
Die Libelle und die Seerose	40
Standesunterschiede	45
Ein vornehmer Herr	59
Wald und Heide	76
Die Buche und die Eiche	82
Vier feine Freunde	89
Ein Märchen von Gott und den Königen	109

DIE GESCHICHTE VOM MÄRCHEN

Vor vielen, vielen Jahren geschah es einmal, daß die Wahrheit plötzlich aus der Welt verschwand.

Als die Menschen es bemerkten, machten sie sich große Sorgen und schickten sogleich fünf weise Männer aus, um die Wahrheit zu suchen. Die Männer gingen in verschiedene Richtungen, mit Reisegeld und guten Absichten reichlich ausgestattet. Sie suchten zehn lange Jahre. Dann kehrten sie getrennt zurück. Schon aus der Ferne winkten sie mit ihren Hüten und fingen an zu rufen, daß sie die Wahrheit gefunden hätten.

Der Erste trat vor und vermeldete, daß die Wissenschaft die Wahrheit wäre. Doch konnte er seine Erklärung nicht beenden, denn schon schob ihn der Zweite beiseite und schrie, daß das eine Lüge wäre, die Wahrheit wäre die Theologie, und er hätte sie gefunden. Während nun die beiden miteinander stritten – denn der Mann der Wissenschaft widersetzte sich dem Angriff energisch – kam ein Dritter, der mit schönen Worten sagte, die Wahrheit wäre zweifelsohne die Liebe. Dann kam der Vierte und erklärte kurz und bündig, daß er die Wahrheit in seiner Tasche hätte. Gold wäre sie, und alles andere wäre nur kindisch. Schließlich kam der Fünfte, der nicht mehr aufrecht gehen konnte. Er gluckste vor Lachen und sagte, daß der Wein die Wahrheit wäre. Nachdem er überall gesucht hatte, hätte er die Wahrheit im Wein gefunden.

Dann fingen die fünf weisen Männer an zu kämpfen, und sie schlugen so heftig auf einander ein, daß es schrecklich war mit anzusehen. Der Kopf der Wissenschaft wurde eingeschlagen, und die Liebe wurde so schlecht behandelt, daß sie sich umziehen mußte, bevor sie sich wieder in Gesellschaft zeigen konnte. Die Schalen des Goldes wurden so gründlich abgezogen, daß es für die Menschen unangenehm wurde, etwas damit zu tun zu haben. Dann zerbrach die Flasche, und der Wein floß in den Schlamm. Am schlimmsten aber erging es der Theologie: jeder nutzte die Gelegenheit, sie zu schlagen, und sie wurde so übel zugerichtet, daß sie von den Zuschauern ausgelacht wurde.

Und die Menschen ergriffen Partei, einige für diese Seite und

andere für jene, und sie machten so viel Lärm, daß sie gar nichts mehr sehen oder hören konnten. Aber dann gab es eine kleine Gruppe von Menschen, die weit entfernt am Ende der Welt saß und um die Wahrheit trauerte, denn sie glaubte, die Wahrheit wäre in Stücke gegangen, und man könnte sie nie mehr zusammenfügen.

Während die Menschen dort saßen, kam nun ein kleines Mädchen zu ihnen und sagte, daß es die Wahrheit gefunden hätte. Wenn sie nur mitkommen würden... es wäre nicht weit... Die Wahrheit stehe mitten in der Welt, auf einer grünen Wiese.

Nun hörten sie mit dem Kämpfen auf, denn das Mädchen sah sehr schön aus. Zuerst ging einer mit ihr, dann noch einer und immer mehr, bis endlich alle auf der Wiese waren. Und dort stand eine Figur, wie man nie zuvor eine gesehen hatte. Es war nicht zu unterscheiden, ob sie ein Mann oder eine Frau, ein Erwachsener oder ein Kind war. Die Stirn war rein, wie bei jemandem ohne Sünde; die Augen waren tief und klar, wie bei Menschen, die das Herz der ganzen Welt durchschaut hatten. Der Mund zeigte ein zartes Lächeln und zuckte dann mit einer Traurigkeit, die so groß war, daß sie unbeschreiblich wurde. Die Hand war weich, wie die einer Mutter, und stark wie die Hand eines Königs. Der Fuß stand fest auf der Erde, doch wurde keine Blume zertreten. Und die Figur hatte große, weiche Flügel, wie die Vögel, die in der Nacht fliegen können.

Als die Menschen nun dort standen und staunten, richtete sich die Figur auf und rief mit einer Stimme, die wie Glocken klang:

»Ich bin die Wahrheit!«

»Ein Märchen ist es!« sagte die Wissenschaft.

»Es ist ein Märchen!« riefen die Theologie und die Liebe und das Gold und der Wein.

Dann gingen die fünf weisen Männer und ihre Anhänger weg, und sie setzten ihren Kampf fort, so daß die Welt bis in den Kern schwer erschüttert wurde.

Aber es gab ein paar alte und müde Männer und ein paar junge Männer mit wachen und brennenden Seelen und viele Frauen und tausende von Kindern mit großen Augen: sie blieben dort auf der Wiese, wo das Märchen stand...

Aus dem Englischen von Jack Zipes

DER GUTE MANN

Es war einmal ein Mann, der war so entsetzlich gut, daß er es nicht aushielt in diesem Leben und in dieser Welt.

Wohin er sah, sah er nichts als Hader und Zank unter den Menschen. Ein jeder sorgte für sich und suchte den Nachbarn zu übervorteilen. Krieg tobte zwischen den Königen, Krieg zwischen den Völkern und Krieg auch zwischen den Krämerm drüben an der Ecke. Keiner half dem andern. Keiner verzieh dem andern.

Schließlich bekam der Mann die Welt so satt, daß er beschloß, sich irgendwo weit draußen auf dem Lande anzusiedeln, um so wenig wie möglich mit den Menschen zu tun zu haben.

Gesagt, getan.

Er suchte sich ein kleines Haus irgendwo in einem fernen Tannenwald, dicht am Meer. Das mietete er von dem Bauern, dem es gehörte, und zog auf der Stelle ein. Und da wohnte er nun, rauchte seine Pfeife, saß am Strand und blickte aufs Meer hinaus und dachte, jetzt solle sein gutes Herz nicht wieder gekränkt werden durch Schlechtigkeit und Grausamkeit.

Nun hatte der Mann neben manchen anderen guten Dingen einen prächtigen, mildgesalzenen Schinken mitgenommen, der im Keller hing, damit er nicht verdürbe. Eines Tages bekam der Mann in aller Unschuld Lust auf ein Stückchen Schinken. Doch als er ihn im Keller holen wollte, war der Schinken nicht mehr da, das heißt, nur der Knochen lag noch im Keller, sonst aber auch nichts. Und als er sich im Keller umsah, gewahrte er noch eben den Schwanz einer Maus, die in einem Loch verschwand.

Das war eine überaus ärgerliche Geschichte. Und damit es mit dem nächsten Schinken nicht genau so ablief, ging er zu dem Bauern hin, von dem er das Haus gemietet hatte.

Auf des Bauern Hoftor saß des Bauern Katze und spann. Die grüßte er und sagte:

»Hör mal, Kätzchen – in meinem Keller sind Mäuse.«

»Ah!« sagte die Katze.

»Willst du sie fressen?«

»Gewiß!« rief die Katze.

Da gingen er und die Katze in das kleine Haus hinüber; und es dauerte nicht lange, so war die Maus gefressen.

»Schönen Dank«, sagte der Mann.

»Miau-mank«, sagte die Katze.

Am folgenden Tage ging der Mann unter den Tannen spazieren. Er ging zu einem Vogelnest hin, das sich ein Ende über der Erde befand, und in dem drei niedliche kleine Goldammern lagen. Oft schon hatte er dagestanden und die Jungen betrachtet; nur zu dicht war er nicht herangetreten, damit die Mutter nicht erschrecken und davonfliegen sollte.

Da er nun an das Nest kam, war es leer, ganz leer.

Er begriff wohl, daß ein Unglück geschehen sein mußte; denn die Jungen waren noch lange nicht flügge gewesen. Die Goldammermutter saß denn auch im Wipfel der Tanne und piepste gar jämmerlich.

Als der Mann eben traurigen Sinnes fortgehen wollte, gewahrte er die Katze des Bauern, die auf dem Zaune saß und spann.

»Hör' mal, Kätzchen«, sagte er. »Gestern lagen drei Goldammern im Nest.«

»Ah«, sagte die Katze.

»Die hast du gefressen.«

»Ja«, sagte die Katze.

»Und darum wirst du jetzt Schläge kriegen.«

»Lügen!« rief die Katze.

Da ergriff der Mann einen Stein und warf nach ihr, traf sie aber nicht. Denn wupps, war sie auf einen Baum geklettert. Da saß sie nun und grinste ihn an.

»Ich kann dir nicht sagen, wie traurig mich dein Benehmen macht«, sagte der Mann. »Vor der Menschen Schlechtigkeit und Grausamkeit bin ich in die friedliche Natur geflohen und stoße da auf einen Banditen wie dich. Du hast wahrlich kein Herz im Leib; denn du hattest keine Freude an den kleinen unschuldigen Goldammern, die eben zur Welt gekommen waren, und an ihrer Mutter, die so glücklich darüber war. Ehrgefühl kennst du auch nicht... Geziemt sich's denn für eine alte, ergraute Katze, drei winzigkleine Vogeljunge zu morden?«

Er ergriff wieder einen Stein und warf, traf aber auch diesmal nicht. Die Katze lief höher in den Baum hinauf.

»Hör' auf mit den Steinen!« sagte sie. »Du könntest einmal fehlwerfen und mich treffen. Setz' dich nur auf den Zaun, so will ich dir etwas erzählen.«

»Hast du etwas zu deiner Entschuldigung anzuführen, so soll's mich freuen«, meinte der Mann.

»Ich denke gar nicht daran, mich zu entschuldigen«, erwiderte die Katze. »Ich habe nichts andres getan, als das, was ich tun darf; dagegen will ich dich angreifen, heuchlerischer Patron du.«

»Was sagst du?« rief der Mann und setzte sich auf den Zaun.

»Jawohl«, sagte die Katze, »du bist mir ein nettes Bürschchen. Gestern kamst du zu unsrem Hof hinüberspaziert und holtest mich, damit ich die Maus in deinem Keller fräße. Da meintest du, ich wäre eine prächtige Katze und eine gute Katze und gerade so, wie eine Katze sein soll. Als ich mit der Arbeit fertig war, an die du mich gesetzt hattest, da streicheltest du mich und lobtest mich. Keinen Augenblick fiel es dir ein, mich einen Banditen zu nennen. Und heute schiltst und schimpfst du nach Herzenslust, weil ich drei elende Goldammerjunge gefressen habe.«

»Die Maus hatte meinen Schinken verzehrt«, sagte der Mann.

»Und damit, glaubst du, wäre es gut? Darf ich fragen . . . was bekamst du gestern zu Tisch?«

»Es gab junge Hähnchen«, sagte der Mann.

»Allerdings!« sagte die Katze. »Ich habe selber gehört, wie du beim Bauern warst und sie bestelltest. Und mit diesen meinen Augen sah ich, wie die Magd ihnen den Kopf abdrehte. Willst du so liebenswürdig sein, mir zu erzählen, ob auch die Hähnchen deinen Schinken verzehrt oder dir sonst etwas Böses zugefügt haben?«

»Nein, nein«, sagte nachdenklich der Mann.

»Brüderlein!« rief die Katze.

Der Mann ließ den Stein fallen, den er der Katze hatte nachwerfen wollen, und saß mit der Hand unterm Kinn da und dachte nach.

Aber die Katze hörte nicht auf, ihn zu necken: »Vielleicht hast du auch die Freundlichkeit, mir zu erzählen, woher der Schinken stammte, den du für deinen eignen Magen bestimmt hattest, und der in den Magen der Maus kam?«

»Der stammte von einem Schwein«, sagte der Mann.

»Ganz recht. Ich kannte das Schwein wohl... es hauste drüben auf unserm Hof und grunzte und fraß und krümmte keiner Katze ein Haar. Ich sah auch, wie sie es schlachteten. Darf ich mir die Frage erlauben: Was hat das Schwein dir Böses getan, daß du den Schinken verzehren wolltest?

»Du hast eigentlich recht«, sagte der Mann.

»So bist du«, fuhr die Katze fort. »Mich lobst du, wenn ich Mäuse fresse; und du schiltst mich, wenn ich Goldammerjunge verzehre. Du selbst aber machst dich mit gutem Gewissen über Schweine und Hähnchen her. Und du bist doch ein *Mensch* und willst klüger sein als wir Tiere!«

Der Mann sah wohl ein, daß er mit der Katze nicht fertig würde. Da ging er in sein Häuschen und setzte sich hin und sann nach über die Dinge...

Er hatte das alles satt. Denn es war gar häßlich anzuhören, wie die Goldammermutter im Tannenwipfel jammerte und schrie. Und auch die Hähnchen hatten eine Mutter, die jetzt umherschlich und ihnen nachtrauerte. Und die Maus hatte vielleicht Kinderchen, die verhungern mußten, weil niemand mehr da war, um für sie zu sorgen. Und auch das war nicht von der Hand zu weisen, daß trauernde Hinterbliebene das Schwein beweinten.

Dem Manne wurde ganz weh um sein gutes, gutes Herz. Und als er eine Zeitlang nachgedacht hatte, erhob er sich und schlug auf den Tisch.

»Ich will nie mehr Fleisch essen«, sagte er.

Aber all der Kummer und das Grübeln hatten ihn über die Maßen hungrig gemacht. Er ging darum in seinen Garten, um sich eine Handvoll Salat und ein paar Radieschen zu holen und auch einen Teller mit Erdbeeren zu füllen.

Wie er sich da nun niederbeugte und schon die Hand um ein paar prächtige, saftige Salatpflanzen gelegt hatte, da hörte er eine Stimme rufen:

»O Gott, o Gott! Muß ich jetzt sterben?«

Der Mann wich zurück und starrte entsetzt auf den Salat.

»Bist auch du lebendig?« fragte er.

»Warum sollt' ich denn nicht?« sagte der Salat. »Etwa, weil ich nicht fliege wie ein Vogel, oder laufe wie eine Maus oder miaue wie eine Katze? Siehst du nicht, wie ich wachse und gedeihe? Ich nehme Nahrung auf mit meinen Wurzeln, wie

du mit deinem Munde, und verarbeite sie in meinen Blättern, wie du in deinem Magen. Ich freue mich an der Sonne so gut wie der Vogel und du. Läßt man mich am Leben, so treibe ich Blüte und Samen, und die Samen sind meine Kinder. Aber jetzt soll ich also sterben!«

»Nie und nimmer«, rief der Mann. »Nicht um alles in der Welt will ich dir Leid antun. Ich gegnüge mich eben mit den Radieschen.«

Er ging zum Radieschenbeet hinüber und zog eines der größten heraus.

»O weh!« seufzte das Radieschen, und dann starb es.

Mit einem Schrei ließ der Mann es los.

»Warst du auch lebendig?« fragte er.

Darauf konnte es nicht mehr antworten, denn es war tot. Doch eins von den andern, die auf dem Beet standen, nahm das Wort:

»Natürlich sind wir lebendig. Was denn sonst? Aber wir wissen wohl, daß wir sterben müssen. Wir sind bloß ausgesät, um zu wachsen um dann den Menschen als Nahrung zu dienen... diesen fürchterlichen Essern, die nie an etwas anderes als an Magenzufuhr denken und alles verzehren, was in ihre Nähe kommt. Schlimmere Räuber und Mörder gibt es nicht in der ganzen Welt.«

»Ich bin kein Räuber und kein Mörder«, versicherte der Mann. »Ich werde euch niemals mehr essen! Ich will meinen Hunger mit ein paar Erdbeeren stillen...«

»Natürlich«, sagte das Radieschen. »Mord muß sein. Glaubt er, törichtes Menschenkind, daß die Erdbeeren etwa nicht lebendig seien?«

Da lief der Mann aus dem Garten ins Haus, und er setzte sich in seine Stube und weinte. Er meinte, sterben zu müssen vor Hunger, da er nicht zum Mörder werden wollte, seines guten Herzens wegen.

Doch da er nicht gleich starb und der Hunger immer stärker wurde, ging er an seinen Schrank und ergriff einen wunderschönen roten Apfel, den er den ganzen Winter über verwahrt hatte.

»Den werde ich essen können«, sagte er.

Doch kaum hatte er die Zähne angesetzt, als der Apfel tief und wehmütig zu seufzen begann.

»Ach ja, ach ja!« sagte der Apfel. »Dacht' ich es mir doch! Ich

wußte es schon damals, als die Mörder mich vom Baum herunterrissen. Nun ißt man mich, und meine Kerne kommen in den Spucknapf anstatt in die gute, schwarze Erde. Niemals werden niedliche Apfelbäumchen daraus werden.«

Der Mann ließ den Apfel fallen, so daß er durchs Zimmer rollte.

Eine Weile saß der Mann da und starrte dem Apfel nach. Dann blickte er auf; drüben vom offenen Fenster her ertönte Geräusch.

Es war die Katze, die auf das Fensterbrett gesprungen war.

»Na?« fragte sie. »Wie geht es? Hast du was zu essen gekriegt?«

»Nein«, sagte der Mann.

»Aha, Brüderlein!« sagte die Katze.

»Ich habe nicht genug Kraft, um nach dir zu werfen«, rief der Mann.

»Nein«, erwiderte die Katze, »die hast du nicht. Über ein Weilchen bist du verhungert. Was spekulierst du dich dumm? Lebe, wie Gott dich geschaffen!

Tu du das deine, und laß den andern das ihre! Die Maus frißt den Schinken, wenn man sie gewähren läßt, und die Katze frißt die Maus, wenn sie sie erwischen kann! Das Leben ist Krieg und Kampf und sonst nichts.«

Einen Augenblick starrte der Mann die Katze an.

Dann sprang er auf, öffnete die Küchentür und rief:

»Anne, Anne, koch mein Mittagessen, geschwind!

Ich bin am Verhungern. Erst will ich Radieschen haben... und dann ein Stück von dem neuen Schinken... und dann Hähnchen... mit Salat natürlich... und dann eine große, große Portion Erdbeeren... mach schnell, Anne!«

Als er dem Mädchen Bescheid gegeben, nahm er den Apfel vom Boden auf und verschlang ihn in drei Bissen.

Das Kerngehäuse warf er der Katze nach, und er traf sie direkt auf die Nase, so daß sie niesen mußte und schleunigst den Rückzug antrat.

DER KUCKUCK

Tief im Walde mitten auf einer grünen Wiese stand ein großer alter Dornbusch, und in ihm baute sich das Neuntöterpärchen sein Nest.

An dem ersten Maitag, an dem die Sonne ordentlich schien, wurde das Nest fertig; und nachdem sie ein Weilchen beisammen gesessen und die Zukunft besprochen hatten, legte Frau Neuntöter drei schöne Eier.

»So«, sagte sie und seufzte so tief, wie ein Neuntöter überhaupt seufzen kann. »Nun ist es vorbei mit der Jugend und ihren Torheiten; der Ernst des Lebens beginnt.«

Ihr Mann tröstete sie, so gut er konnte, während sie sich verdrießlich auf den Eiern zurechtsetzte und nicht auf ihn hören wollte.

»Ihr Männer schwatzt, wie ihr's versteht!, sagte sie. »Ihr solltet es selber einmal versuchen; aber ihr begnügt euch mit schönen Reden und überlaßt *uns* das Brüten. Mach' kein so verliebtes Gesicht! Es steht dir nicht und macht mich nervös. Spute dich und fang' mir eine fette Fliege!«

Am Abend war sie ganz außer sich vor Wut.

»Hätte ich gewußt, was ich jetzt weiß, so hätte ich mich nicht verheiratet, und wenn du noch so schön gesungen hättest«, rief sie. »Ich halte es nicht aus! Ich halte es nicht aus! Ich fliege fort!«

Der Neuntöter hörte sie ruhig an. Mit seinen früheren Frauen hatte er dieselbe Geschichte erlebt – denn ein Neuntöter nimmt in jedem Frühjahr ein neues Weibchen –; und er wußte, daß diese Aufregung sich wieder legen würde.

»Du kannst heute noch recht gut einen kleinen Ausflug unternehmen«, schlug er vor. »Aber dann mußt du während der übrigen Zeit auch hübsch still sitzen; sonst kommen nie und nimmer Junge aus den Eiern. Meine vorige Frau . . .«

»Bitte, verschone mich mit dem Frauenzimmer!«

Im selben Augenblick flog sie auf, und der Neuntöter folgte ihr; denn er fürchtete, sie könne in ihrer Aufregung zu Schaden kommen.

Aber als die beiden fortgeflogen waren, setzte sich ein anderer Vogel neben das Nest und starrte hinein.

Es war viel größer als der Neuntöter und ganz graubraun mit hellen Flecken auf Brust und Bauch. Im Schnabel trug er ein Ei, das er vorsichtig neben die anderen Eier ins Nest legte. Es war nicht größer als sie und glich ihnen aufs Haar.

Einen Augenblick blieb der fremde Vogel noch sitzen und betrachtete traurig das kleine, warme Nest, in das er sein Ei gelegt hatte. Dann lüftete er die Flügel und flog über die Wiese in den Wald hinein. Auf einem hohen Baum saß dort das Männchen und wartete.

»Hast du das Ei untergebracht?« fragte der Vogel die zurückkehrende Gefährtin.

»Ja«, erwiderte das Weibchen, »ich habe es den Neuntöttern im Dornengebüsch drüben auf der Wiese ins Nest gelegt. Das sind brave Leute; sie werden gut zu unserm Kind sein.«

»Mehr können wir nicht tun« meinte der andere Vogel. Und dann rief er: »Kuckuck«, und beide flogen davon.

Als die Neuntöter nach Hause kamen, bemerkten sie nicht, daß nicht mehr drei Eier, sondern vier im Nest lagen. Einmal waren sie beide im Rechnen nicht besonders beschlagen; und außerdem war Frau Neuntöter jetzt besser gelaunt. Sie setzte sich ganz brav auf die Eier, und ihr Mann sang ihr etwas vor, so daß es weithin durch den Wald schallte.

Vierzehn Tage lang saß sie getreulich auf den Eiern und brütete, während der Neuntöter umherflog und Schmetterlinge, Larven und Fliegen fing. Er spießte sie auf die Dornen dicht neben dem Nest, so daß das Weibchen mit Leichtigkeit hinüber huschen, danach schnappen und dann flugs wieder zurück sein konnte.

»Du bist doch ein braver Kerl«, sagte sie und nickte ihm gnädig zu. »Aber es ist ja allerdings auch deine Pflicht und Schuldigkeit, daß du mir Aufmerksamkeiten erweist, weil ich das Brüten zu besorgen habe.«

Am Morgen des fünfzehnten Tages brachen die Eierschalen entzwei, und vier nackte Vögelchen lagen da und sperren ihre breiten, gelben Schnäbel auf. Das Neuntötermännchen betrachtete sie aufmerksam.

»Sie haben ja weder Augen noch Schnäbel«, sagte er; »aber das kommt wohl noch alles.«

»Wie reizend sie sind!« rief Frau Neuntöter.